Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 28

Artikel: Das Stadtbataillon 28 anno 1914

Autor: Christen, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641278

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Senators. In einem alten Patrizierhaus, das sich bisher für Geschäftsräume zu vornehm dünkte.

Als Fiek Micheelsen von ihrem Siebten die Höhe des Mietspreises erfuhr, den er obendrein für ein volles Jahr hatte vorausbezahlen müssen, glaubte sie: Gust sei nun auch noch um den letzten Rest des Verstandes gekommen, welchen er von der Wanderschaft zurückgebracht hatte. Die Stadt stimmte der Pantoffelmacherswitwe zu: Uebergeschnappt! und schüttelte eine Woche lang zu dem Tun des größenwahnsinnigen Barackensprößlings den Kopf.

Die Senatorswitwe nahm in der ausgeräumten Stube entgegen ihrer Zusage als Letztes auch die Gardinen ab. Sicher war sicher!

Gust stellte vor die beiden nackten Fenster vier mit engmaschigem blauem Drahtgeflecht benagelte, halbmeterhohe Holzrahmen. Es war ihm sehr recht, daß die langherabhängenden Stofflappen — staubheckende Zeugen einer vergangenen Zeit — fort waren. Nahmen sie der Arbeit seiner Hände keine Luft weg! Mindestens eine Stunde später brauchte er des Nachmittags die Lampe hinter seiner Schusterkugel anzustecken! Außerdem konnte man hinfort wohl von innen auf die Hohe Straße, aber nicht von außen in die Schusterwerkstatt blicken.

Das blaue Drahtgeflecht war in schrägem Auf und Ab weißleuchtend bepinselt. Mit den bedeutsamen Worten: „August Micheelsen, Schuhmachermeister."

Außerdem ließ Gust ein ganzseitiges Inserat, das erste, welches von solcher Größe ein einheimischer Bürger bestellte, in dem städtischen, dreimal wöchentlich zur Ausgabe gelangenden Kreisblatt erscheinen: Er habe auf der Hohen Straße Nr. 78 neben der Markwardtschen Kolonialwarenhandlung eine eigene Schuhmacherwerkstatt eröffnet und empfehle sich dem pp. Publikum in Stadt und Land zur Anfertigung sämtlicher in sein Fach fallender Reparaturen. Infolge seiner während zehnjähriger Wanderschaft durch ganz Deutschland und einen Teil von Oesterreich erworbenen Kenntnisse könne er für sachgemäße Ausführung aller ihm anvertrauten Arbeiten Garantie leisten und bitte, unter Zusicherung ziviler Preise, um geneigten regen Zuspruch.

Dann hockte Gust also in seiner Werkstatt, wo außer seinem Schustertisch mit der funkelnden Wasserkugel darauf und dem dreibeinigen Hüker davor nur sechs Stühle wandentlang standen und als einziger Schmuck sein gerahmtes, schnörkelstolzes Meisterdiplom der Tür gegenüber hing, hockte hinter dem weißbemalten blauen Drahtgeflecht und wartete auf Kundschaft. Wartete vergebens.

Ging Stunde um Stunde des Tages hin, ohne daß ein Tritt die Stufen zu der Haustür hinaufstapfte, ohne daß bald hernach die aufgeregte Werkstattglocke schrie: „Kun-de! Kun-de!" So sank der Verzweifelnde mehr und mehr in sich zusammen. Kam aber doch ein Städter aus Neugier, ein Ländler aus Zufall, mit einem Flickwunsch oder gar einer Neubestellung zu dem beschäftigungslosen Schuhmachermeister, Hohe Straße Nummer 78, so saß Gust, noch ehe die Tür zu seiner Werkstatt sich öffnete, wie ein König auf dem Thron hochgereckt auf seinem Schusterhüker.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stadtbataillon 28 anno 1914.

(Zum 20. Jahrestag der Mobilisation.)

Von Peter Christen. 2

Der Fahneneid.

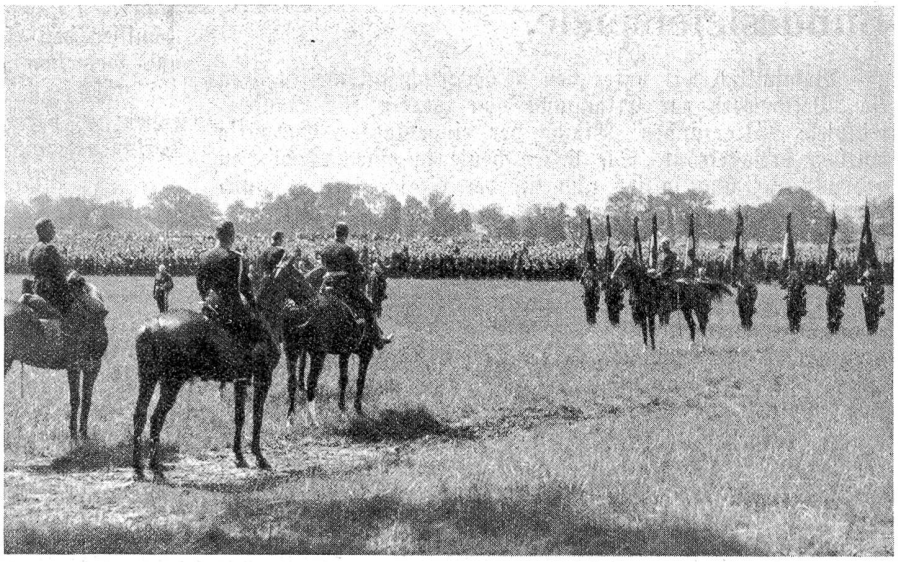
Um halb Zehn mußten alle, auch die Unteroffiziere, wieder im Kantonnement sein. In qualvoller Enge, zusammengepfercht wie Häringe, versuchte man zu schlafen. Es dampfte förmlich von den nassen Uniformen, die an den schon vorhandenen Kleiderhaken und schnell zusammengeschreinerten Ständern hingen. Diese Schwaden vermochten jedoch den Fußschweiß und die verschiedenen andern Gerüche nicht niederzuhalten. Auf schreckliche Art wurden dadurch die Hustenreize gekitzelt. Wegen den versperrenden Ständern war ein Oeffnen der Fenster unmöglich. Wer zum Atemholen sich auf den Korridor flüchten wollte, trat auf die im Stroh verborgenen Füße, was jedesmal eine lästerliche Schimpferei absetzte. „Welcher verd... H...affe tschalpet mir wieder uf d'Scheiche, Himmelmilliondonnerwetter!" war noch nicht das wüsteste, was der Uebeltäter zu höhren bekam. Erst als der Führer rechts sich neben der Türe aufs Stroh legte und den Schlüssel umdrehte, trat endlich einigermaßen Ruhe ein. Aber um Mitternacht war schon wieder der Teufel los. Einem Kleiderständer war die Last zu schwer geworden. Mit Krach brach er zusammen und den unter ihm Liegenden auf die Köpfe. Wahrhaftig, eine unruhige Nacht, reich an dramatischen Zwischenfällen und melodramatischen Ergüssen! Wir alle waren froh, als die Dämmerung und mit ihr die Tagwache diesem „faulen Zauber" ein Ende machte. Die Uniform hatte sich soweit getrocknet, daß sie wenigstens nicht mehr naß auf der Haut lag. Uebrigens trocknete sie bald vollends, denn der 5. August schenkte uns vom wolkenlosen Himmel eine brennend heiße Sonne, die bis zum Abend vielen noch ungeahnte Strapazen bereitete.

Die in Bern mobilisierten Einheiten marschierten alle auf die Allmend zum Fahneneid. Es war ein farbenprächtiges Bild geschlossener Kraft und einheitlichen Willens. Die Fahnen rauschten im Winde, die aufgepflanzten Bajonette blitzten und ungeduldig, verhalten tänzelten die Pferde. Die Bolligenallee war gedrängt voll Zivilisten, die dem feierlichen Akte beiwohnten. Eine eigenartige Stimmung hatte auch uns Wehrmänner gepackt. Keiner von uns hatte bis jetzt öffentlich und feierlich einen Schwur getan. Jeder war sich der Bedeutung und Tragweite eines solchen bewußt. Der Geist der Ahnen ging in unsern Reihen um, die moralische Kraft der von Generation zu Generation ererbten Eigenschaft der alten Eidgenossen in der Treue zur Heimat machte auch die Vorlautesten und Unwilligsten stumm und nachdenklich. Niemand brauchte es uns erst zu erklären, alles begriff von selbst den überwältigenden Sinn dieser Stunde, die Notwendigkeit zur aufopferungsbereiten Hingabe von Blut und Leben.

Vor dem Abmarsch nach dem Beundenfeld hatte unsere Kompagnie in der Nägeligasse die Gewehre und Tornister zusammengestellt. Was an der Ausrüstung noch fehlte, wurde nun ergänzt. Es war ein eigenartiges Gefühl, mit welchem wir das Verbandpäckchen in der linken Waffenrocktasche versorgten und die Erkennungsmarke um den Hals hängten. Beides wurde zuerst eingehend betrachtet. Das „Toten"- oder „Himmelfahrtstäfeli" gab besonders zu denken! Den psychologisch richtigen Moment erfaßte die Heilsarmee, indem sie den Soldaten Gebetbücher und Testamente in Taschenformat verteilte. Ich wüßte nicht einen, der dasselbe zurückgewiesen oder darüber gespottet hätte. Die Unsicherheit der Kriegslage für unser eigenes Land, unterstützt durch die unsinnigsten Gerüchte, brachte einen nahen Tod auf dem Felde in den Bereich der Möglichkeit. Man mußte

sich mit dem Gedanken an das Sterben vertraut machen. Auch den größten Atheisten und hartgesottensten Sünder packte es irgendwie seelisch, kein junger Mann stirbt gerne auf vielleicht grauenvolle Art. — Unser banges Gefühl mag den Empfindungen eines Menschen ähnlich gewesen sein, der zu einer lebensgefährlichen Operation auf den Rollstuhl gebracht wird.

Die gleichzeitige Verteilung einer Anleitung des Generalstabschefs über das rechtsgültige Abfassen eines Soldaten-Testamentes war ein weiterer Grund zum vollen Erfassen des ganzen tiefen Ernstes der Situation. Wie die Menschen plötzlich so ganz anders wurden? Wenn ein Mädchen vorüberging, hörte man nichts mehr von den sonst in solchen Fällen üblichen anzüglichen Scherzen, man fluchte auch nicht über die Offiziere, den Tornister, die Hitze, und war überhaupt in allen Dingen sehr manierlich.



Fahneneid auf der Berner Allmend.

Die seelische Vorbereitung auf den Schwur fürs Vaterland war also die denkbar günstigste. Wer der Szene beigewohnt hat, sei's aktiv oder als Zuschauer, wird den Augenblick nie mehr vergessen. Ueber die weite Allmend hin brauste es orkanartig „Ich schwöre es!", als nach Verlesung des Fahneneides Herr Oberst Müller als Vertreter des Bundesrates dieses Gelöbnis entgegennahm. Es mögen etwa zehntausend Mann gewesen sein, mit dem Divisionär Wildbolz an der Spitze, die entblößten Hauptes ihre Schwurfinger zum Himmel hoben. Lange Zeit war es nachher still in unsern Reihen. Viele kämpften heimlich mit nassen Augen und einem eigenartigen Gefühl in der Kehle. Keiner wagte einen ungeziemenden Spaß oder eine wegwerfende Bemerkung.

Nachher sind die Bataillone abmarschiert. Wohin es ging, wußten wir noch nicht. Wir, die 28er, im gleichen Schritt und Tritt, mit geschultertem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett, den Aargauerstalden hinunter und über die Nydeckbrücke die ganze Stadt hinauf. Es sickerte das Gerücht durch, wir kämen nach Bümpliz. — Was sich auch als richtig erwies.

Ein Fußmarsch nach Bümpliz bedeutet sonst nichts Besonderes, unter andern Verhältnissen wär's ein Kinderspiel gewesen. Aber die Aufregungen der vorangegangenen Stunden, das lange Herumstehen in der Bratofenglut der sengend heißen Hochsommersonne, der ungewohnt schwere Tornister, das auf dem ganzen Wege geschulterte Gewehr und zu all dem noch ein verrücktes Marschtempo in den dicken und bis oben zugeknöpften Waffenröcken hatten unsere physischen Kräfte, welche diesen plötzlich hereingebrochenen Anstrengungen noch nicht gewachsen waren, frühzeitig verbraucht. Die Gerechtigkeitsgasse hinauf ging es noch leidlich, weiter oben mußten schon die meisten energisch auf die Zähne beißen. Als gar noch an der Bundesgasse beim Berna-Brunnen vor dem Gesamtbundesrat defiliert wurde, gab man schon das Aeußerste her. Dieses Taktschrittklopfen zermürbte schließlich die letzte Widerstandskraft. Das rasende Tempo hielt unvermindert an, man hätte meinen können, es gehe jetzt schon schnurstracks an den Feind, jede Minute sei kostbar. Dabei das Gewehr immer noch geschultert, Käppiband unterm Kinn und Kragen geschlossen! Zu all' dem litten wir unter fürchterlichem Durst!

Beim „Bund"-Haus fing es an. Die Ersten konnten einfach nicht mehr. Mit jedem Schritt bedeckte sich beidseitig der Marschkolonne die „Walstatt" mit Erschöpften, Ausgepumpten, halb Ohnmächtigen. Kurz vor Bümpliz ertönte endlich der erlösende Pfiff zum Marschhalt, nicht viel mehr als die Hälfte war noch da. Und auch diese ließ sich sofort wie tot neben der Straße in Gras fallen. Einige wenige verfügten noch über so viel Kraft, um hinter einem Haus den Brunnen zu entdecken. Auch ich war dabei und zögerte nicht, das Gleiche zu tun wie jeder Verdurstende am frischen Quell. Vom medizinischen Standpunkt aus hätte dies einen Herzschlag bringen können. Und militärisch benahm ich mich überhaupt sehr sonderbar, weil ich die durstige Mannschaft nicht geordnet und mit abgeschnallten Gamellen zum Brunnen führte! Oberleutnant M., der schon erwähnte „scharfe Hagel", in dessen Zug niemand gerne hatte antreten wollen, putzte mich wenigstens sofort in diesem Sinne ab und tat dergleichen, als habe er überhaupt keine Ahnung von Durst. Er hielt mir anschließend noch einen Vortrag über das Benehmen eines Unteroffiziers. Meine Achtungstellung bildete keine Reibfläche für weitere Kritik, denn ich war jetzt mit dem köstlichen Naß erlabt und erfrischt. Unglücklicherweise kam der Bataillonsadjutant dahergeritten, auf der Suche nach einem Unteroffizier. Mich sehen und mit dem Befehl fortschicken, sofort bis zu den ersten Umgefallenen zurückzugehen und sämtliche Maroden des Bataillons zu sammeln, war eins. „Zu Befehl, Herr Oberleutnant", sagte ich munter, aber meine Laune war dabei eine miserable. Irgend einer mußte es natürlich tun, hingegen war ich damals auch der Meinung, für so etwas sei die Sanität da, diese „Pfründermannschaft"! Da hatte ich es nun für meinen Uebereifer und übertriebenen Militärgeist! Bis zum „Bund"-Haus zurück brauchte ich mich indessen nicht zu bemühen. Die zuerst Umgefallenen hatten sich von selbst wieder aufgerappelt und kamen in Trüppchen mir entgegenmarschiert. Ich ließ sie ruhig an den Brunnen trinken, so viel sie wollten, auch mit dem Tempo nahmen wir es gemütlich. Mit den immer noch 50 Prozent Ohnmächtigen, die meine sich allmählich vergrößernde Truppe halb mit List, halb mit Gewalt auf die Beine stellte, wäre mit dem Eilschritt nichts anzufangen gewesen.

Nach einer guten Stunde meldete ich dem Bataillonsadjutanten (dem ich in der Folge möglichst auswich!), die Truppe als „aufgeschlossen", worauf sofort die letzte kurze Strecke nach dem Schulhaus in Bümpliz ohne weiteres Intermezzo zurückgelegt wurde.

(Fortsetzung folgt.)